



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pariser Botschaften.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sollen sie Gottesfurcht und Gesetz achten lernen, wenn es in Kirche und Schule so zugeht, wie jetzt bei uns, wo von Gesetz keine Rede ist, sondern jeder Gendarm thun kann, was er will, und, wenn man ihm einen halben Species in die Hand drückt, dies mehr hilft, als alles Andere." Nimmermehr macht man mit diesen Mitteln das Volk in Süd-Schleswig dänisch gesinnt, und wenn man noch so viele seiner besten Männer von Haus und Hof verjagt, und statt ihrer noch so zahlreiche Dänen, die sich in guten Stellen gern ausfütern wollen, hieher sendet. Immer höher schwillt auf diese Weise der Haß, wenn derselbe auch für die Gegenwart gänzlich ohnmächtig ist. Vor nutzlosen, ja schädlichen Manifestationen hütet man sich überall, es liegt nicht im Charakter dieses ernstern, ruhigen, ja selbst zu bedächtigen Volksstammes, blinden, nutzlosen Lärm zu machen, aber gerade dieser stille unterdrückte Haß frisst sich tief ein, und Jahre, ja selbst Jahrzehende können darüber noch hingehen, denn das Geschick der Völker erfüllt sich nicht so schnell, als wir Ungeduldigen oft wol wünschen. Diese brutalen Maßregeln der Dänen sind die beste Propaganda für deutsches Wesen. Einsichtsvolle Dänen, Beamte, Officiere fühlen das Unkluge in der Behandlung, die man den Schleswigern angedeihen läßt, und haben sich schon wieder aus dem Lande weg versehen lassen, da sie nicht als Werkzeuge an schädlichen Maßregeln Theil nehmen wollen. Ueber die dänischen Officiere, welche hier sind, hört man die wenigsten Klagen aussprechen. Wenn auch stolz und übermüthig auf ihre Nationalität und oft von militairischer Rauheit, sind sie doch wenigstens dem heimlichen Spionirsystem und den vielen schmutzigen Dingen, die dabei vorkommen, abgeneigt.

Pariser Botschaften.

Frankreich ist ein Scheintodter, der von lachenden Erben zu Grabe getragen wird. Man will das Berzucken der Muskeln nicht sehen, die Anstrengung nicht, die der Gelähmte macht, um kundzugeben, daß das Leben noch nicht entflohen, und daß der Pfaffe noch eine Weile warten möge mit seinem röchelnden Trauergesang. Die Erben haben Eile, und die Wahl des neuen Augustulus wird unter dem Trommelschlag des Belagerungszustandes vollzogen. Frankreich ist vom Buonapartistischen Schlage gerührt, jede Regung der öffentlichen Meinung ist gewaltsam unterdrückt, und wenn uns Herr Granier von Cassaignac und vom Constitutionell nicht versicherte, daß Frankreich nur unter dem Kaiserreiche so frei gewesen als jetzt, möchten wir behaupten, man höre nichts als Kettengerassel und Fesselgeklirre. Dieses Leben ist unerträglich, dieser Anblick ist tödtend, und ich ergriff mit Haß die Gelegenheit, mich diesem peinlichen Eindruck wenig-

stens auf einen Tag zu entziehen. Zwei Freundinnen baten mich, sie nach Versailles zu begleiten; wir wollten in dieser gemalten Geschichte Frankreichs blättern, und aus der Vergangenheit Trost für die Zukunft schöpfen. Die ewige Kunst bleibt die einzige Erhebung inmitten des allgemeinen Verfalls, dachten wir, und vielleicht wenden wir uns nicht vergebens an ihren tröstenden Geist. Werden sie nun aber die Kunst nicht auch in Belagerungszustand setzen? Wird die Reaction nicht diese sprechenden Verheißungen ihres baldigen Endes unsren Augen entrücken wollen? Fast scheint es so, die Censur, welche der Presse den Maulkorb anlegt und dem dramatischen Genius die Flügel stutzt, wird vor Michel Angelo nicht mehr Respect haben. Wird es nöthig sein? Haben wir denn auch jenen ruhigen beschauenden Sinn, welcher zum wirklichen Kunstgenusse unerlässlich ist? Wenn unsre Seele erbebt vor Erbitterung und Scham, wenn unsre Nerven erzittern unter der täglichen Erschütterung und Erniedrigung, sind ihre Eingänge, Auge und Ohr, nicht verstellt, wie die Thore und Schranken dieses Landes von den Bayonetten der stiegenden Prätorianer?

Sehen Sie nur Versailles an! Die Straßen leer, die Fenster geschlossen, und hier und da erschallt der Pferdehuf einer dahinrennenden Ordonnanz, der Tritt einer ab und zu gehenden Wache. Versailles ist eine große Caserne geworden, die Blüthe der buonapartistischen Schaaren, die Kürassiere und Carabiniers, haben hier ihren Bohnsitz aufgeschlagen. Die abgeschnittenen Bäume mit ihren Rococogestalten, die stummen Gebäude, die verkehrlose Welt, sie gemahnen an den Tod, und die großen Placate an den Wänden scheinen uns von Blut zu triefen, rothe Gespenster ziehen heulend durch die Luft, und sagen es uns vergebens, daß es ein kalter Herbstwind sei, der an unsrem Ohre vorüberbraust. Treten wir in die Galerie. Wir suchen in dieser Sparbüchse des französischen Ruhmes, wo die kleinste Berühmtheit, jede irgend bedeutende That sorgsam niedergelegt wird, damit dem Capitale ja nichts entgehe, eine Berechtigung des Helden der Tragikomödie, die jetzt im Elysée abgespielt wird. Wir suchen die Thaten der Männer, die sich vermessen haben, den persönlichen Ehrgeiz ihrer kleinen Individualitäten für den Willen Frankreichs auszugeben. Wenden wir uns zunächst zur Verherrlichung der afrikanischen Großthaten, durch die der Napoleon des Friedens, Louis Philipp, der Anbetung seines Volkes für den Napoleon des Krieges Rechnung getragen. Horace Bernet, der militairische Lebrun des Bürgerkönigs, der jeden muthigen Chasseur, jedes tapfere Roß conterseit, kann nichts vergessen haben, er wird uns Bescheid geben.

Wir gehen nach dem Saale der Smalah, jenem nach Ellen gemessenen Bilde, dessen treue Abspiegelung des materiellen Lebens ohne sichere Ständeauffassung die Wonne der Bourgeois ausmacht. — Nehmen wir ein Inventar der afrikanischen Helden auf. — On n'entre pas, ruft uns ein galonirter Hüter zu. — Der Saal ist geschlossen, weil der Oberst der Versailler Nationalgarde, der berühmte Dampf-

maler Herr Horace Vernet, an seinem neuesten Bilde „die Belagerung von Rom“ arbeitet. Da haben wir den Schlüssel zum Räthsel, Montalembert, Falloux und der gesammte Klerus von Frankreich predigen für Louis Buonaparte, die Belagerung von Rom ist seine That und der neue Marschall von Frankreich Baillaut wird von Horace Vernet als französischer Hannibal gemalt, während Dudinot, der eigentliche Held dieses traurigen Drama's, kaum aus dem Gefängnisse gekommen. General Dudinot hat das Verbrechen begangen, kein Prätorianer sein zu wollen, er begnügte sich mit dem Stücke Heldenthat in Rom. Die Expedition von Rom nach außen hin genügte ihm, er folgte der Expedition von Rom nach innen nicht bis an ihr abenteuerliches Ende; er wurde in den Kerker geworfen mit den anderen Anarchisten. Da hätten wir es also gefunden, was wir gesucht, denn in den anderen Sälen ziehen wol die Lamoricière, die Bedeau, die Cavaignac, die Changanier, an uns vorüber, die St. Arnaud, die Fleury, die Rey, die Baudry spielen da keine Rolle. Wol tritt uns mancher Name unter den gegenwärtigen Koryphäen entgegen, aber es ist eben nur der Name, und sie verhalten sich zu den Generalen des Kaiserreichs, wie der Nefte zum Onkel. Ihre Heldenthaten müssen wir im Proceffe von Boulogne und Straßburg auffuchen. Frankreichs Schmach ist ein Name, und es ist eben der einzige Trost für dieses Land, daß seine Schande nicht namenlos sei. Den Hof Louis XIV., die Maitressen Ludwigs XV., die Decadence Ludwigs XVI. durchfliegen wir mit raschen Blicken, wir gehen stumm an den Bildern der großen Revolution vorüber, der 18. Brumaire entlockt uns ein bitteres Lächeln, und das Krönungsgemälde Napoleon's, gemalt vom Republikaner David, gemahnt uns an die Proscription des Bildhauers David (d'Angers) der seine republikanischen Grundsätze ernster genommen als sein Namensbruder. Das Gemälde des 18. Brumaire erinnert uns an den Fortschritt, welchen die buonapartistische Kunst seither gemacht. Weil uns das Marengo fehlt, müssen wir zu Danton's Recept „l'audace de l'audace“ unsre Zuflucht nehmen. Man kann nicht erobern, man stiehlt bei Nacht, man verjagt die Versammlung nicht, man überfällt sie nächtlich, und steckt in den Sack, was in irgend einer Weise unbequem werden könnte. Schriftsteller, Künstler, Generale, Staatsmänner, Alles muß den neuen Siegern Platz machen, denen Frankreich zu enge wird, und wenn wir den Fanfaronnaden des neuen buonapartistischen Generalstabes Vertrauen schenken, wird der Rhein wieder französische Roffe über seine Brücken ziehen sehen. Die Leute wollen die Komödie ganz durchspielen, so lange sie im Zuge sind, und man geht so weit, zu behaupten, Louis Buonaparte habe in einem Anfluge guter Laune den Kaisermantel aus der Kirche von Notredame holen lassen, um im Glysee eine Generalprobe abzuhalten. Vive l'empereur!

Sie sehen, trotz meines guten Vorsages, der Politik aus dem Wege gehen zu wollen, zieht sie mich doch immer wieder in ihren brennenden Kreis. Wie könnte dem auch anders sein? Je weniger die Presse spricht, je stiller die

Aeußerungen der öffentlichen Meinung, um so lauter sprechen die Thatsachen, und es giebt in diesem Augenblicke kein Interesse, keinen Beruf, keine Klasse und kein Talent, die nicht durch den zweiten December des zehnten Decembers verletzt würden. Wer Paris kennt, der hat es auf den ersten Blick weg, daß Frankreich krank ist und verzagt, und die guten Bourgeois, welche die Rente so hinauftreiben sehen, allein können nicht begreifen, warum trotz Weihnachten und trotz der rettenden That kein Käufer sich zeigen wolle. Diese Saison, welche die Erntezeit und bei sehr vielen Handelszweigen die einzige Erntezeit ist, steht den Verkehr matt und ohne Leben, wie er selbst in December 1848 nicht gewesen. Vergebens locken die unvergleichlichen Kunstwerke aller Industrien die coquetten Pariserinnen in den Läden. Die Börse ihrer Mama hat den Starrkrampf, und die Fünffrankenstücke bleiben fest eingeschlossen und versteckt, als ob Louis Buonaparte dem Communismus und den anderen ägyptischen Plagen der modernen Ideen nicht ein radicales Ende gemacht hätte. Selbst die Conditoreien, die sonst um diese Zeit nicht genug Süßigkeiten fabriciren können, stehen leer und freuen sich so innig, daß der Präsident die Gesellschaft gerettet. Auch um unsren jährlichen Spaß, die komischen Revuen in den Theatern, sind wir gekommen, denn das, was im Montanster und in den Variétés als jährliche Inventur der Thorheiten und Sonderbarkeiten von 1851 gegeben wird, verdient kaum die Aufmerksamkeit des Publicums, und erregt sie auch nicht. Die Londoner Ausstellung, die Lingotlotterie und die Blomerism tragen fast ausschließlich die Kosten der vaudevillistischen Satyre, und auch da dürfen die komischsten Seiten nicht berührt werden, weil Buonaparte's Censur gar keinen Spaß versteht. Die Politik wird von der Bühne gebannt, und da die Ausfälle auf den Socialismus und die Republik durch den Decembereinfall an Interesse verloren haben, bleibt den armen Vaudevillisten gar kein Terrain für ihren Witz übrig. Die Schauspielerinnen mit ihren abenteuerlichen Costumen sind die einzige Zugkraft dieser Studien, und man rechnet darauf, daß dem Couplet sein Mangel an Witz vergeben werde, aus Rücksicht für den kleinen Mund, der es singt. Auch die anderen Theater sind bedeutungslos und der Berichtstatter hat nur wenig darüber zu sagen. In der Perle von Brasilien von Félicien David führt die Abwesenheit des Publicums täglich die Wüste desselben Compositours auf. In der komischen Oper fiel ein musikalischer Blaubart durch, und die große Oper zehrt an einem Ballette, vert vert, in dem eine hübsche Tänzerin, Fräulein Priora, einiges Glück gemacht. Sonst giebt man daselbst blos alte Opern, und die Musikfreunde sehen mit Ungeduld dem ersten Auftreten der Lagne entgegen. Gestern wurde wieder einmal Gounod's Sappho gegeben, es wurde ihr aber ein ganzer Act weggestrichen, denn der Präsident der Republik hat eine solche Achtung vor der Constitution, daß er nicht einmal geheimnißvolle Verschwörungsscenen dulden will, selbst wenn diese in Griechenland und im Alterthume spielen.

Die italienische Oper ist etwas, aber nicht viel glücklicher als ihre französische Schwester, die Cruwelli bewährt sich noch immer als Liebling des großen Publicums. Ich habe sie nun in drei Rollen gehört, in der Norma, Ernani und in der Tochter des Regiments, ich darf mir daher schon erlauben, mein Urtheil über sie abzugeben. Die Bedenken, die sich in mir gleich das erste Mal erhoben, haben dem Gefallen an den außerordentlichen Stimmmitteln und an der herrlichen Frauengestalt den Rang abgewonnen. Die Cruwelli ist keine große Künstlerin, fast möchte ich sagen, sie ist überhaupt keine Künstlerin. Sie hat keine dramatische Leidenschaft, und sie sucht sich über ihre Aufgabe in den verschiedenen Rollen nicht genug Rechenschaft zu geben. Fast scheint es uns, als ob ihr der Beifall und nicht die Kunst das höchste Ziel seien, und weil sie beifällige Aufnahme hier findet, ist sie befriedigt und glaubt fertig zu sein. Es fehlt ihr der künstlerische Fleiß, jener begeisternde Funke, der den Künstler entzünden muß, soll er wirklich große Schöpfungen schaffen und soll der Zuhörer wirklich Feuer fangen. Die Cruwelli überrascht durch ihre imposante Gestalt und durch ihre wunderbare Stimme; aber ist man über diese Ueberraschung hinaus, wendet man sich an die dramatische Künstlerin, so fällt uns der Mangel an Harmonie zwischen Gesang, Methode und der dargestellten Rolle auf, und selbst der kleinen Gestalt fehlt jene Elasticität, jene Beweglichkeit, ohne die der Ausdruck hochtragischer Momente steif und monoton wird. Ihre schönen Züge bleiben starr, und nur die feurigen Augen, die hin und her rennen wie ein Tiger im Käfige, verleihen dem Gesicht etwas mehr Leben. Ihr Gesang ist voll Bravour und Sophie Cruwelli hat Fertigkeit und Mittel genug, ungewöhnliche Kunststücke zu machen, aber sie wirkt nur in wenigen glücklichen Momenten ergreifend, und auch da will es bedünken, daß diese Wirkung eine eingelernte, es ist nicht jenes innerliche Strömen begeisternden Feuers, das die Künstler bezeichnet. In der Tochter des Regiments zeigten sich die erwähnten Mängel in auffallender Weise, und selbst die dankbare Gesangsstunde im zweiten Acte blieb weit unter dem, was wir von andern Sängern zu hören gewohnt sind. Die Natur hat viel für diese junge Sängernin gethan, und es ist schade, daß sie selber so wenig für sich thut; bei dieser Neigung zur Ueberschätzung ihres Talentes ist sehr zu befürchten, daß ihre Zukunft an den Klippen ihres hiesigen Erfolges scheitere. Die Cruwelli müßte zwei Jahre bei der Schröder Devrient in die Schule gehen, dann könnten ihre dramatischen Leistungen ihren schönen Naturgaben angemessen werden. Wird sie es aber begreifen, daß der Blumenregen einiger enthusiastischen Narren noch keine Einlaßkarte in den Tempel der Kunst sei? Wir wünschen es herzlich.

Ein wirkliches Ereigniß in der hiesigen Kunstwelt ist die Rückkehr der jungen Pianistin Wilhelmine Claus. Diese hat sich, wie das hier üblich ist, zuerst in einigen Künstlersoiréen hören lassen. In Paris muß man, um durchzudringen, vor Allem die Kunstnotabilitäten jeder Art für sich haben. Diese

stellen die Urwähler vor, und das Publicum urtheilt erst im zweiten Grade; nur Franz Liszt hat die Elite der Künstlerwelt zu solchem Enthusiasmus zu begeistern gewußt, wie dieses junge Mädchen. Da ist auch jeder Zoll eine Künstlerin, und selbst die abgeschmackten Fingerfertigkeiten der modernen Claviercompositionen erhalten unter ihrem Spiele einen gewissen Kunstwerth, den man sonst vergebens an ihnen suchte. Sie weiß die Vorzüge der Composition, die sie vorträgt, so geschickt, mit so viel Takt und Geschmack hervorzuheben, daß selbst das minder Bedeutende bedeutend wird, und weil sie alle Schwierigkeiten der Technik vollkommen überwunden hat, hat ihr Vortrag auch solcher Kunstspielereien etwas Anmuthiges, Leichtes, Liebenswertes, das die Werthlosigkeit des Vorgetragenen ganz vergessen macht. Man läßt sich diese herkömmlichen Wunder gefallen, weil man es der Künstlerin anhört, daß sie selbst nur wenig Gewicht darauf legt, und daß diese Fertigkeit eben nur Eine Seite ihrer umfassenden Talente sei. Sie malt, das heißt, sie giebt den Sinn und Geist der vorgetragenen Kunstwerke wieder, wie er sich in dem ihren abspiegelt, sie malt ähnlich, und bleibt doch eigenthümlich. Sie mag nun eine Fuge von Bach, eine Sonate von Mozart, ein Concert von Beethoven, eine Elegie von Chopin, ein Lied von Schubert, eine Träumerei von Mendelssohn oder eine stürmische Phantasie von Liszt spielen, sie wird ganz von ihrem Gegenstande erfaßt und erfaßt diesen ganz. Sie bleibt dem Charakter der vorgetragenen Worte treu, ihre Stimmung wechselt mit der Stimmung des Meisters, sie vergißt keine Nuance, keine Intention, und doch weiß sie dem Zuhörer mit der Unabweisbarkeit der bewußten Talente ihre Eigenthümlichkeiten der Auffassung und der Anschauung aufzudringen. Bei der Jugend der Künstlerin versteht sich von selbst, daß sie, wie das wahre Genie, Vieles erräth, ehe sie es verstanden, und bei der Vollendung und homerischen Ausbildung ihres Spieles ist bei ihr ein Fortschritt nur durch das Leben denkbar. Was zu lernen war, das hat sie gelernt, und was zu errathen ist, das erräth sie — ihr Talent kann also nur durch die Intensität des Lebens gewinnen und durch die neuen Anschauungen, Leiden und Freuden, Bewegungen und Gefühle, die erst der Erfahrung ihrer späteren Jahre vorbehalten sind, wachsen. Daß sie es mit ihrer Kunst ernst meine, dafür bürgt nicht bloß das, was sie bereits leistet, sondern ihr unermüdlicher Eifer, mit Allem Bekanntschaft zu machen, was in der musikalischen Literatur erscheint, und die Bescheidenheit und jener gänzliche Mangel an Charlatanerie und überschätzender Eitelkeit, die manchen tüchtigen Künstler unleidlich machen. Diese junge Dame ist eine Begeisterte, und man darf nur die Veränderung in ihren Zügen ansehen, wenn sie am Claviere sitzt, um überzeugt zu sein, daß man eine Auserwählte vor sich sehe. Das kindliche lebenswürdige Gesicht strahlt in imponirender Schönheit und die Augen glühen von jenem heiligen Feuer der Begeisterung, das nur dem wahren Jünger der Kunst innewohnt. Ihre künstlerische Naivität äußert sich in jedem

Zuge ihres Spieles, und selbst, wenn sie coquett sein muß, geschieht es mit einer bewußtlosen Natürlichkeit, die hinreißt. Wir sagen nichts Näheres über die Art ihrer Technik, weil eben die Technik so vollendet und so ausgemacht bei ihr ist, daß wir sie als bloßes Mittel gelten lassen dürfen, dessen Vorhandensein sich von selbst versteht. Nur auf die besondere Zartheit und Weichheit ihres Spieles möchten wir aufmerksam machen, auf die reizende Weiblichkeit, die sich darin ausspricht, und die einen so glänzenden Gegensatz mit der überraschenden Kraft und Ausdauer bildet, die sie am passenden Orte, zum Beispiel bei Liszt's Don Juan-Phantastie u. s. w., an den Tag zu legen weiß. Diejenigen, welche Wilhelmine Glauß in Deutschland gehört, können sich schwerlich die außerordentlichen Fortschritte vorstellen, welche diese junge Künstlerin seitdem gemacht. Ihre Pflegemutter, Mad. dal Ungher, die sie hierher begleitet, hofft sie im Conservatoire zuerst öffentlich spielen zu lassen, und in der That wäre dieses die würdigste Bühne für ein Talent von solchem Caliber. Der Kapellmeister Hiller hat sie auch für die Concerte der Opéra italien engagirt. Im ersten derselben wird Hiller ein neues so eben vollendetes Concert von sich hören lassen. Hiller fühlt, wie die meisten deutschen Künstler, die hieher kommen, den anregenden Zustand von Paris, und er hat trotz seiner amtlichen Beschäftigung und Plage seit seinem Hiersein eine Reihe größerer Arbeiten vollendet.

Neuigkeiten der Literatur und Kunst.

Geschichte des sogenannten Tugendbundes, oder des sittlich-wissenschaftlichen Vereins. Nach den Originalacten von Johannes Voigt. Berlin, 1850. — Auf dieses ältere Buch machen wir aufmerksam, weil es die vielfachen in diesem Jahre erschienenen Memoiren über die Zeit der Freiheitskriege auf eine sehr zweckmäßige Art ergänzt. Es trägt dazu bei, die übertriebenen Vorstellungen, welche man von der Wirksamkeit und dem Einfluß dieses Vereins hegte, zu zerstreuen. — Die erste Veranlassung zu dem Verein sind Fichte's Reden an die deutsche Nation gewesen, obgleich dieser Philosoph selber dem Verein nie angehörte. Sie hatten die Idee rege gemacht, daß eine Verbesserung der politischen Lage Deutschlands nur aus der sittlichen Wiedergeburt des Volks hervorgehen könne. Diese Idee wurde in einem Programm ausgeführt, welches vom Professor Lehmann in Königsberg verfaßt war, und das im April 1808 von einer auserlesenen Gesellschaft patriotischer Männer in Königsberg unterzeichnet wurde. Der König gab der Gesellschaft am 30. Juni 1808 seine Bestätigung unter der Voraussetzung, daß sie sich von der Linie des Programms nie entfernen würde. Die eifrigsten Vertreter des Bundes waren der Prinz von Hohenzollern-Hechingen und der Regierungsassessor von Bardeleben. Stein und die anderen bedeutenderen Staatsmänner blieben ihm nicht nur fern, sondern hegten auch gegen das ideologische Wesen desselben eine starke Abneigung. Trotz dem bildeten sich bald Filialgesellschaften, nament-